

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 40 • Siebter Jahrg.

Stuttgart, 2. Okt. 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis viertelj. 1,50 Goldm. Einzelnummer 15 Goldpf. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase □ Schriftleitung u. Versandsstelle: Stuttgart, Rößstr. 16, Fernsprecher S.-H. 628 41 □ Postscheckkonto Stuttgart 6803

Berschlechterung des Jugendrechtes

Dem Verbandsblatt des Deutschen Verkehrsbundes entnehmen wir folgenden beachtenswerten Artikel:

Vor wenigen Wochen fand in Deutschland eine Reichsgesundheitswoche statt, die viel Nützliches an Aufklärung brachte. Unter den vielen wissenschaftlichen Vorträgen waren auch einige Aufklärungsvorträge über den Gesundheitszustand der werktätigen Jugend, die nach ärztlichen Untersuchungsergebnissen stark unterernährt und tuberkulös ist. Trotz dieser von Ärzten festgestellten Ergebnisse ist in dem Referentenentwurf zum Arbeiterschutzgesetz die

Erhöhung der Arbeitszeit für Jugendliche auf 45 bis 60 Stunden in der Woche

vorgesehen. Aber nicht nur die Arbeitszeit soll auf 10 Stunden täglich erhöht, sondern es soll auch die

Ferienzeit für die Jugendlichen beschnitten werden.

Alle Jugendschutzforderungen der erwerbstätigen Jugend werden von den Unternehmern rücksichtslos bekämpft und selbst vom Arbeitsministerium mit allergrößter Zurückhaltung behandelt. Was kümmern sich die Ausbeuter und die Reichsbehörden weiter darum, daß die Jugend, die Zukunft Deutschlands, wie man immer so salbungsvoll sagt und schreibt, weiter hungert, noch weiter verelendet und unfähig wird zur Erfüllung der Aufgaben, die sie einstmalig als Träger des gesellschaftlichen Lebens zu übernehmen hat. Was brauchen sich auch die Unternehmer um den Gesundheitszustand der Jugend zu kümmern, was kümmern sie die Zukunft der deutschen Wirtschaft, wenn sie nur heute, morgen und vielleicht noch übermorgen glänzende Geschäfte, größte Profite aus der Arbeitskraft ihrer Arbeiter herauszuschinden, wenn sie aus der billigen Arbeitskraft der Jugend ihre Überschüsse herauswirtschaften.

Die Organisatoren der Reichsgesundheitswoche hätten sich ausschließlich an die Unternehmer wenden müssen, hätten ihnen die Notwendigkeit des Achtstundentags, der Ferienzeit klarmachen müssen, die allein den Körper des arbeitenden Menschen gesund erhalten. Besonders hätte man diese Forderungen verdoppelt aufstellen müssen, wenn man von dem Gesundheitszustand der arbeitenden Jugend sprach. Aber diese Aufgabe hatten sich ja die Organisatoren der Reichsgesundheitswoche nicht gestellt.

Man will der Jugend die kümmerlichen Reste ihrer Ferienzeit vollends nehmen. Man kann nicht sehen, daß die Jugend acht oder sogar auch vierzehn Tage Urlaub bekommt, nichts arbeitet, „faulenz“ und auf „Kosten der Arbeitgeber“ ein „Schlummerleben“ führt, trotzdem sie gesund ist, nicht viel gearbeitet hatte (!), dem Kapitalisten fast nichts „eingebracht“ hatte und noch ausgiebig gestimmt ist. Für die Gesundheit der Jugend ist es sehr vorteilhaft, wenn sie statt 8 Stunden am Tage 10 Stunden in der Fabrik sieht, wenn sie gar keine Ferienzeit bekommt, die sie ja doch nicht „richtig“ zu verleben weiß (!), und wenn aus ihr die letzte Kraft herausgepumpt wird im

Interesse des „Unternehmens“. Und wenn dann ärztliche Untersuchungen vorliegen sollten, die uns verraten, daß

von 100 männlichen berufstätigen Jugendlichen 38 krank

wären, wenn weiter festgestellt wurde, daß von 100 Jugendlichen 69 zurückgewiesen wurden, weil sie bei der ärztlichen Untersuchung zu schwach für den ausgeübtesten Beruf befunden wurden, oder wenn weiter noch feststeht, daß

von allen Todesfällen Jugendlicher 50 uS der Tuberkulose zuzuschreiben sind,

daß bei Untersuchungen 20 uS als skrofulos befunden wurden, dann können sich trotzdem die Unternehmer und ihre Skribenten über diese vorliegenden Untersuchungsergebnisse hinwegsetzen, trotzdem die Arbeitszeit erhöhen und trotzdem die Ferienzeit abschaffen, weil ja der Jugend gar nichts fehlt, weil sie gesund genug zum Ausbeuten ist und in ihrem „eigenen“ Interesse an geordnete und disziplinierte Arbeit gewöhnt werden muß!

Alle ärztlichen Untersuchungen beweisen schlagend, daß die heutige Jugend durch die Folgen des Krieges und der schlimmen Nachkriegszeiten, der gewaltigen Arbeitslosigkeit an Leib und Seele krank ist, daß eine langsame, gesundheitliche und seelische Aufzucht an unserer Jugend geleistet werden muß, daß die teilweise Demoralisation der Jugend auf das Konto des Krieges zu setzen ist, daß sie verschuldet, ja allein fast verschuldet wird durch die jahrelang ankaltende Arbeitslosigkeit der Jugendlichen. Und die stark in der Jugend verbreitete Tuberkulose, Skrofulose und Unterernährung kann nur bekämpft werden, wenn man der Jugend wieder Arbeit beschafft, ausreichenden Lohn gibt, zugleich den Urlaub im sozialen Sinne regelt und ganz besonders die Arbeitszeit so regelt, daß weder Gesundheit noch Entwicklung des Jugendlichen geschädigt und gehemmt werden.

Wenn aber mit Hilfe des Reichsarbeitsministeriums die Unternehmer drauf und dran sind, die Arbeitszeit der Jugendlichen auf 10 Stunden zu erhöhen, wenn die Ferien beschnitten und die Löhne herabgesetzt werden sollen, wie soll dann eine während der ganzen Reichsgesundheitswoche gepredigte Gesundung des deutschen Volkes eintreten, wie soll die Jugend, die Träger der kommenden Wirtschaft, an Leib und Seele gesund erhalten werden, wenn man den Leib weiter verfallen läßt und die Seele der vergifteten Atmosphäre der Arbeitslosigkeit aussetzt?

Solange man in dem Jugendlichen nur das Ausbeutungsobjekt sieht, solange wird man sich den berechtigten Jugendschutzforderungen verschließen, nein, nicht nur verschließen, sondern sogar rücksichtslos bekämpfen.

Es gilt deshalb im Interesse unserer Jugend, die später nicht nur Träger unserer Organisationen sein muß, sondern auch Träger der kommenden Gesellschaft, die reaktionären Absichten der Unternehmer und der Reichsbehörden auf das entschiedenste zu bekämpfen und für eine ausreichende Freiheit der Jugend manhaft zu streiten.

Jung-Metallarbeiter! Schliesst Euch zusammen! Gründet Jugend-Abteilungen im Deutschen Metallarbeiter-Verband!

Vierhundertachtzig Meter unter Tage

II.

Hier herrscht eine Hölle. In dieser Stelle ist der Abbau der Kohle bis ans Ende des Flözes vorgetrieben. Da aber die Abbaustrecke höher ist als das Flöz, so müssen auch sogenannte „Berge“ (laubes Gestein) in großen Mengen mit abgebaut werden. Ihr Abtransport verursacht naturgemäß hohe Kosten und man versucht deshalb, die „Berge“ soviel als möglich unter Tage unterzubringen; indem man die ausgefahrenen Vohlräume wieder mit ihnen zuzieht (sogenannter „Bergverge“), so daß sich der Abbau rückwärts vollzieht. Das Verlegen der Vohlräume ist auch aus dem anderen Grunde dringend notwendig, damit nicht später die einströmenden Vohlräume zu Bodenstürzungen und schweren Schäden des bebauten Geländes über Tage führen. Und trotzdem ist der Abraumberg droben noch hoch genug, und staunend hören wir von unserm Führer, daß der mächtige Schuttkegel über Tage, an dem wir vorhin vorbeigingen, innerhalb eines reichlichen Jahres aus der Tiefe heraufgeführt worden ist.

Ein Kohlenkrümmerfeld liegt vor uns. Schweißtriefend laden die Männer auf. Starren um Starren fällt sich und wird weggezogen. Sofort tritt ein neuer an dessen Stelle. Ganz deutlich können wir an der schwarzen Wand die Reigung des Flözes beobachten, es liegt schräg von vorn nach hinten, etwa unter einem Winkel von 30 Grad.

Blötzlich verliert die Grubenlampe meines linken Nachbarn und lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Blähschnell durchzuckt das Gehirn ein fürchtbarer Gedanke. Sollte...? Aber da löst schon die Stimme unseres Führers, ruhig wie sonst: „Sie sind in eine Schicht Kohlen-säure geraten, die sich auf dem Boden ansammelt; denn sie ist schwerer als Luft. Gerade die tiefsten Stellen der Grube haben darunter zu leiden. Weder Mensch noch Tier könnten sich in solchen Grubenräumen aufhalten, wenn nicht dafür Sorge getragen würde, daß durch genügende Frischluftzufuhr der Kohlen-säuregehalt der Luft in der Grube auf ein Mindestmaß herabgedrückt wird.“ Und schon hat er die Lampe durch Erden einer an ihrem Boden befindlichen Bündvorrichtung wieder in Betrieb gesetzt. Denn unter keinen Umständen darf die Lampe unter Tage geöffnet werden. Sie ist so fest verschlossen, daß dies nur unter größter Kraftanstrengung und Zerschörung der Lampe möglich wäre. Sonst kann die Grubenlampe nur über Tage in der Lampenbude mit Hilfe eines starken Magneten geöffnet werden.

Enthält doch jedes Steinkohlenbergwerk immer eine gewisse Menge des äußerst gefährlichen Grubengases, dessen Explosion schon so manchem braven Bergmann das Leben gekostet hat. Das Grubengas (CH₄) ist ein sogenannter Kohlenwasserstoff. An der Luft verbrennt es mit hellblauer, wenig leuchtender Flamme zu Kohlen-säure und Wasser. Gefährlich aber wird ein Gemisch von Grubengas und Luft. Kommt ein solches Gemisch mit einer Flamme in Berührung — und es genügt dazu schon das Flämmchen eines angebrannten Streichholzes — so vollzieht sich die Verbindung der Bestandteile des Gases mit dem Luftsaurestoff unter gewaltiger Wärmeentwicklung als fürchtbare Explosion.

Damit aber nicht genug. Auf den ersten Schlag folgt im Augenblicke ein sogenannter Rückschlag. Das bei der Verbrennung entstandene Wasser hat sich durch die ungeheure Hitze in Dampf verwandelt, der sich durch die Abkühlung sofort zu Wasser verdichtet. So entsteht ein

lustverdünnter Raum, in den die Außenluft zurückschlägt. Weil solche „Schläge“ die ständigen Begleiter von Grubenexplosionen sind, spricht der Bergmann von „schlagenden Weitem“.

Die Explosionsgefahr ist am größten und die Wirkung der Explosion am fürchtbarsten, wenn sich gerade soviel Luft mit dem Grubengas vermischt hat, als zur Verbrennung des Gases notwendig ist. Das ist der Fall, wenn die Grubenluft etwa 9,5 vH Grubengas enthält. Unter 5 vH und über 14 vH Gehalt der Luft an Grubengas ist die Explosion ausgeschlossen, da es bei einem Vorkommen unter 5 vH wirkungslos verbrennt und bei über 14 vH jede Flamme darin von selbst verloscht. Aus diesem Grunde ist es notwendig, die „Weiter“ dauernd sorgfältig zu beobachten. Das Ausströmen von Grubengas aus dem Flöz macht sich dem Bergmann durch ein eigenartiges Knistern der Kohle, „Strebjen“ in der Sprache des Bergmanns genannt, bemerkbar, unter fortwährendem Abplittern kleiner Kohle-stückchen.

Achtungsvoller betrachten wir jetzt unser „Gelenkt“, eine Erfindung des Engländers Davy, während unser Begleiter ihren Bau erklärt. In dieser Davy'schen Sicherheitslampe ist die Flamme von einem zinnen umgeben, der wiederum gut abgedichtet auf einem Stahlblechgehäuse sitzt, das den Brennstoff — Benzin — birgt. Oben ist der Zylinder durch eine längliche Haube aus ganz feiner Messingdrabt-Gaze abgedichtet. Diese Haube hat eine besondere Aufgabe. Da sie eine verhältnismäßig große Oberfläche besitzt, so fühlen sich an ihr die Verbrennungsgase in der Lampe so stark ab, daß sie das Grubengas, das von außen her an das Netz kommt, nicht mehr zur Entzündung bringen können. Ja, selbst wenn aus irgend einer Ursache Grubengas durch das Drahtgeseht ins Innere der Lampe eindringen sollte, verbrennt es ohne Explosion, wenn die Lampe ruhig gehalten wird. Die Davy'sche Sicherheitslampe hat sich bis heute von keiner neuen Erfindung verdrängen lassen, trotzdem unzählige Versuche unternommen worden sind, das Problem einer idealen Grubenbeleuchtung zu lösen, da sie den großen Vorteil hat, dem Bergmann bei Schlagwettergefahr gleichzeitig auch als Warner zu dienen. Die Grubengase sind leichter als Luft und sammeln sich daher stets an den höher gelegenen Stellen des Stollens an. Bei der Prüfung auf Grubengas wird die Flamme der Lampe so klein als möglich gestellt. Schon ein ganz geringer Gasgehalt der Luft würde sich durch eine sogenannte „Auroreole“, einen leicht hellblau gefärbten Flammtegel über der Lampenflamme bemerkbar machen.

Jetzt hebt der Führer eine Lampe vorsichtig bis an den „Jirt“ empor. Geipant beobachten wir ihr Flämmchen, aber dank der vorzüglichen Wetterführung der Grube zeigt die Flamme nicht eine Spur schlagender Wetter. Freilich, ein Stück weiter kann es schon wesentlich anders sein. Die Hauptgefahr ist aber meist schon dadurch überwunden, wenn man sie rechtzeitig erkannt hat. Darum findet unaufföhrlich eine solche Prüfung durch das Aufsichtspersonal statt. Passlos wird an Verbesserungsvorschlägen gearbeitet. Erst kürzlich wieder hat die oberste preussische Bergbehörde ein Preisaus schreiben in dieser Richtung veranlaßt. Aber noch immer entspringen die Ergebnisse leider nicht reiflos den an sie gestellten Anforderungen.

Eine weitere Gefahr für den Bergmann birgt der Steinkohlenstaub. Zwar ist er an sich ungefährlich, aber bei solchen heftigen Schlägen, wie sie von Schlagwetterexplosionen hervorgerufen werden, wird der Kohlenstaub mächtig emporgewirbelt, explodiert und vermehrt das Unglück ins Angemessene. Deshalb muß der Bergmann

Johann Peter Hebel's 100. Todestag

Am 22. September 1826 starb Johann Peter Hebel. Hebel war kein Dichter, kein weltweiser Schriftsteller, sondern ein lustiger, lebens-warmer Erzähler, dessen kleine Geschichten, die in dem Landeskalender, genannt der „Rheinische Hausfreund“, erschienen, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Hebel war ein Meister vollstümlicher Darstellung und seine Erzählungen enden in der Regel mit einem erwachnend belehrenden Schluß. Hebel galt auch als ein Erzählmeister seiner Zeit. Einige Proben sollen folgen:

Drei Wünsche

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Urstube daheim ist: Wenn man's gut hat, häut man's gerne besser. Aus diesem Fehler erwachsen so viele trübe Wünsche, woran es unserm Paars und seiner Liebe auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulens Aler, bald des Lebenswirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Taler kurzweg.

Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Rüsse aufspritzten und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingelappt hatten, kam durch die Kammertür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angeht, und die ganze Stube war voll Reijendust. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Aber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schon es anseher mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderlicher, süßereiner Stimme sprach: „Ich bin Eure Freundin die Bergerei Anna Grise, die im kristallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unerschöpflichem Gold in den Rheinland stant

und über siebenhundert dienfbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft Ihr tun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Tugend goldgeputzten Klappen, seidenen Galstücken und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergerei sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Nicht Tage lang,“ sagte sie, „habt Ihr Zeit. Bedenkt Euch wohl und überlebt Euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder eine Wolke am Himmel der Odampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Öffnung schon zum voraus waren und keinen Eiern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Voggeigen, so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen sollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gemüthlich passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun,“ sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an den reifigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die gestöpten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plattlein anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gedratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch getan. — Schnell wie ein Blitz kam es und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft untereinander durch den Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die

gewissenhaft darauf bedacht sein, den beim Abbau der Kohle entstehenden Kohlenstaub unschädlich zu machen. Dies geschieht durch sorgfältige Benetzung des Föses mit Wasser.

Ein Blick auf die Uhr mahnt uns zur Umkehr. Fast drei Stunden sind wie im Fluge entschwinden.

Jetzt geht es durch einen langen Stollen wieder nach dem Schachte zu. Auf dieser Sohle werden die eisernen Förderlaren von Pferden befördert, die hier unten auch ihren Stall haben, der feillich in das Gestein eingesprengt ist. Die Pferde bleiben oft viele Jahre hier unten und werden nur hinausgebracht, wenn sie erkranken. Sie sehen gut genährt aus; denn ihr Futter ist gut und reichlich. Mancher abgeraderte Gaul über Tage würde gern mit ihnen tauschen. Ihre Arbeitszeit beträgt jedesmal vier Stunden, auf die dann dieselbe Ruhepause folgt. Sie sind auch keineswegs blind, sondern erfreuen sich, trotzdem sie schon eine Reihe von Jahren hier unten arbeiten, des besten Wohlbehagens.

Nach langer Wanderung geht es einen steilen Bremsberg hinan. Oben statten wir noch der Pumpsation einen kurzen Besuch ab. Von hier werden die Grubenwässer hochgedrückt. Da sehen wir wieder an der elektrischen Förderbahn. Vom Schachte her weht es mit einem Male recht frisch und läßt uns frösteln. Schnell in die Wagen hinein! Da rattern sie schon auf dem wackligen Schienenwege dem Schachte zu. Nirgend schließt sich hinter uns die Tür des Förderlaren. Die Glode tönt, und schon hebt uns die Förderseile empor, dem Lichte entgegen. Mit einem Male scheint der Boden unter unseren Füßen wieder zu sinken — da grüßt uns das Tageslicht. „Glick auf!“ O, du Vergemannsgruß, wir haben dich fühlen gelernt! Wie Keger sehen wir aus, kaum kennen wir uns wieder. Doch das Steigerbad besreitet uns bald von den Spuren der Unterwelt.

Und als wir das Werk verlassen, grüßt noch einmal die scheidende Sonne von den Höhen jenseits der Stadt. Tief atmen wir die klare Abendluft, und unsere Gedanken wandern zurück zu den Männern im Schoße der Erde.



Spätsommernachmittag

J. de Kori

Der satte, reife Sommer liegt zu meinen Füßen,
Die Sonne malt durch Bäume lange Streifen auf die Felder,
Der Nachmittagswind weht so milde durch die Wiesen,
Durch bunte Blätter blaue Zweitschen aus den Zweigen sprechen;
Die letzten Rosen und die ersten Aftern grüßen,
Schon zieht ein leiser Herbsthauch über Flur und Wälder. —

Am heitern Himmel zahllos bunte Drachen steigen,
Mit Äpfeln vollbehangen sich die Äste neigen,
Die Hagebutten glänzen rot an Dornbüschen, —
Über ein Weilchen und der Sommer hat sich fortgeschlichen.



schönste Brautwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angemacht wäre, sprach er in der ersten Überreizung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Zuzaren-schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren getan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Brautwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergzei bitten, mit unsichtbarer Hand Barbierdienste zu leisten und Frau Diese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute saßen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Diese nachher wie vorher, und die schöne Bergzei kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergzei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du
Numero zwei: wünsche sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein tüchtiger Mensch nicht hoch anschlägt so bitte noch

Numero drei: um beständige Zufriedenheit und keine Neuz.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Was ließ sie schuldig werden?

fk. Das entsetzliche Eisenbahnunglück bei Leisferde ist, wie sich nun herausgestellt hat, auf ein Verbrechen zurückzuführen, dessen Urheber zwei junge Leute sind. Beide entstammen Familien, die sich eines guten Rufes erfreuen. Das gleiche trifft auf den Mörder der Gattin Rainsdorf zu. Der Berliner Polizeipräsident Dr. Friedensburg hat mit den drei Verbrechern eine Unterhaltung geführt. Er berichtet darüber in einem Schreiben an das Berliner Tageblatt (vom 14. September), worin es unter anderm heißt:

... Alle drei jungen Leute sind weit entfernt von dem landläufigen Typ des „Verbrechers“. Meiner Überzeugung nach handelt es sich bei ihnen um Menschen, die, wenn auch vielleicht labiler Natur, doch in einem geregelten Leben voller Arbeit und Ordnung schwerlich zu Feinden der Gesellschaft geworden wären. Alle drei haben sich immer wieder gequält, dauernde Arbeit zu finden, und alle drei sind ohne Zweifel durch die monatelange, teilweise jahrelange Erfolgslosigkeit dieser Bemühungen in eine nürbe Verzwelgungshimmung hineingeraten, die sie allmählich jedes sittlichen Maßhabes, ja sogar jedes sittlichen Interesses beraubte. Der wehmütig hoffnungslose Blick des einen, als er gefragt wurde, ob er sich denn nicht um Arbeit bemüht habe, und die knappe, halbgeheulte Antwort „und ob“ ließen erkennen, wieviel unsere Wirtschaftsordnung diesen Unglücklichen schuldig geblieben ist.

Wir scheint ein Hinweis auf diese Zusammenhänge nicht unwichtig, da neuerdings besonders gescheite Volkswirte ausgerechnet zu haben behaupten, daß die Erwerbslosenentschädigung die billigste Form der Lösung des Erwerbslosenproblems darstelle, die Schaffung produktiver Arbeit aber die teuerste. Wie Strausberg und Leisferde in besonders krassen Auswirkungen zeigen, ist die Erwerbslosigkeit ja nicht etwa nur ein materielles, sondern in viel stärkerem Maße ein soziales und seelisches Problem. Unsere ohnedies in ihren Grundfesten von allen Seiten bedrohte Kultur wird wohl noch auf Jahrzehnte, ja Jahrhunderte die Folgen zu spüren haben, die aus der jahrelangen Beschäftigungslosigkeit bei Männern und Frauen im besten Alter entspringen.

Das Schreiben des Vizepräsidenten der Berliner Polizei bestätigt nur die Besorgnis, die wir hier wiederholt ausdrückten. Nicht darüber muß man sich wundern, daß die zwei Verbrechen geschehen sind, sondern daß es ihrer nicht noch viel mehr sind. Denn wir haben zwei Millionen Arbeitslose, und davon an die 600 000, die überhaupt keine Lei Unterstutzung beziehen, also die nicht wissen, wie sie die Schreie ihres Magens stillen sollen. Wir wissen aus eigener Erfahrung, was er heißt, wenn man monatelang auf der Straße liegt, keinen Groschen für ein Stück Brot hat, bei der Arbeitsuche immer und immer wieder abgewiesen wird, schließlich äußerlich und feillich so herunter ist, daß man einfach an sich und der Menschheit verzweifelt. Der sittliche Halt geht da in die Winsen, man ertappt sich bei Gedanken, die man in einigermaßen geordneten Verhältnissen einfach für unwahnsinnig gehalten hätte. Vom Gedanken zur Tat ist nur ein sehr kurzer Schritt, zu dem es ebenso unbewußt kommt, wie zu den wahnsinnigen Gedanken.

Hat ein vom Hunger zermürbter Mensch die von Gesetz und Sitte gesetzte Schranke übersprungen, dann heißt die gute Gesellschaft über seine Werruchtheit, er wird Tagelöhner, Wagnabund, Verbrecher gehalten,

Der große Schwimmer

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöpflein trinken oder Zeug kaufen konnte zu einem Bestlein, ging wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte.

Dies schien ein Franzos aus Gasconien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner eintat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. Soll ich jetzt ein paar Tage hier sitzen bleiben und Maulaffen seilhaben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein Zwölfpfennstücklein und fahre dem Postschiff nach. Denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „menn ich daran gedacht hätte,“ sagte der Schiffsmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen,“ denn es fing an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn oben ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gasconier dachte: „Das gibt einen Spaß.“ — „Gottlob!“ sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff.“

Als er nun an demselben angelegt hatte, und der Gasconier war hinaufgesteigt und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Turlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiff saß, wunderte sich jeder, wo er herkomme, so spät, so allein und so nah. Denn in einem solchen Meeresschiff sieht man wie in einem

1 Südfantreich
2 Lieber

gegen den das Strafsystem in voller Strenge angewendet werden müsse. Da, wer ant gegeben hat und sich im behaglichen Zimmer befindet, der vermag trefflich über Sittlichkeit und Anständigkeit zu reden; der kann es einfach nicht fassen, daß es furchtbare Drangsal war, die den hungernden Menschen auf Abwege trieb. Dann nennt die Polizei, dann plärrt der Staatsanwalt, dann verknarrt der Richter den Unglücklichen. Und oft wird einer, der nur ein Brot von zwei Groschen Wert genommen hat, zu einer Strafe verurteilt, die den Brotwert um das Hundertfache übersteigt. So will es unser herrlicher Gesellschaftszustand und die blöde Weisheit unserer Gesetze.

Wäre es nicht vernünftiger und billiger, den Arbeitslosen, Hungernden soweit zu geben, daß sie leben können? So groß auch die dafür vorausgabige Summe sein mag, sie ist jedenfalls doch noch geringer, als die Ausgaben, die entstehen durch Anwendung des strafrechtlichen Apparates mit den Verlusten, die Sittlichkeit und Kultur erleiden. Allein, diese Rechnung ist einfach zu vernünftig, als daß sie unserer alten und unserer herrschenden Gesellschaft in den Kopf ginge. Sie brüllt lieber über die Bosartigkeit der armen Teufel und schreit nach Staatsanwalt und Zehnfacher. Solch gefährliche Veressenheit ist auch bei Leuten zu finden, die kraft ihres Amtes davon frei sein sollten. Der Reichsarbeitsminister Dr. Braun, um nur diesen anzuführen, weigert sich noch immer, die Bezugsberechtigung der Erwerbslosenunterstützung zu verlängern. Durch diese Weigerung kommen Woche für Woche Tausende von arbeitswilligen Menschen unter die Hungergrenze, in namenloses Elend, in helle Verzweiflung. Welche Folgen aus der Weigerung der Bezugsberechtigung entstehen können, läßt das Schreiben Dr. Friedenburgs erkennen.

Dieses Schreiben veranlaßt uns, das zu wiederholen, was wir schon hier gesagt haben: Es muß mit allem Ernst und Eile für geordnete und produktive Beschäftigung der Arbeitslosen gesorgt werden. Sollte das, wie wir zugeben, nicht bald oder in vollem Umfange möglich sein, dann müssen die Erwerbslosen während der ganzen Dauer ihrer Einkommenslosigkeit unbedingt so unterstützt werden, daß sie vor dem Hunger geschützt sind. Dies bedingt, daß die Unterstützungs-berechtigung allen Ausgesetzten ohne Zeitverlust gewährt wird. Wir möchten dieser Forderung all den Nachdruck geben, den Worte zu verleihen vermögen. Dazu werden wir bestimmt von der Drangsal der Erwerbslosen, von ihrer verzweifelten Stimmung als auch von den Gefahren, die diese Stimmung für unsere Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur zeitigt, zeitigen muß.

Man mag die drei unglücklichen Menschen, die durch die Not zu Verbrechen und verdammswerten Verbrechen wurden, für vereingelte Erscheinungen halten. Wir wollten, es wäre wirklich so. Allein, wir fürchten, das ist ein schlimmer Irrtum. Es müßte ein helles Wunder genannt werden, wenn die vielen Tausenden von Jugendlichen, um nur von diesen zu reden, die jetzt monatelang auf der Straße liegen, die ohne Beschäftigung, ohne die feste Form des Arbeitsverhältnisses, ohne Brot sind; die wie Blätter eines Baumes wild von einer Ede zur andern geteilt werden und von einer Verzweiflung in die andere geraten — wenn diese Menschen nicht auf Abwege können. Wenn nicht gleich heute, dann morgen und übermorgen. Das Bibelwort von der Strafe bis ins dritte und vierte Glied kann für das heutige Geschick eine furchtbare Bestätigung erhalten. Und die Strafe wird denen nicht geschenkt werden, die die Erwerbslosen schuldig werden lassen.

Der Verband und deine Menschenwürde

Die Freiheit des einzelnen Menschen galt stets als das höchste Glück. Frei zu sein, ist das höchste Ziel jedes einzelnen, so wie auch Goethe das höchste Glück der Erdentöchter die Persönlichkeit genannt hat.

Das klingt sehr persönlich und damit leicht antisozial und es kann unklare Köpfe zu einer egoistischen Auffassung von der Freiheit verleiten. Aber in Wahrheit faßt die Persönlichkeit ihre ganze Größe aus der Gemeinschaft, und nie kann ein einzelner ein wirklich freier und in seiner Freiheit starker Mensch sein, wenn er nicht verbunden ist mit einer Masse.

Das ist dem gewerkschaftlich geschulten Menschen unserer Tage nichts Neues. Er erlebt es immer wieder an sich selber, wie der Dienft an der Masse ihn selber stärkt. Er fühlt es besonders in den Zeiten des Kampfes immer wieder, wie er mit der kämpfenden Masse auch selber in seinem Persönlichkeitsrechte gewachsen ist.

Aber so viele Laue und Träge fühlen das nicht. Sie sehen ihrem Verband nur von Standpunkte des materiellen Vorteils und sind mit ihrem Verbands nur verbunden, soweit er ihnen jeweils von Nutzen ist. Sie erleben nicht die gewerkschaftliche Verbundenheit an sich. Sie fühlen sich nicht — vielleicht gerade dann innig mit ihrer Gewerkschaftsorganisation verbunden, wenn diese alles eingestekt und doch nicht alles errungen hat.

Daß dieses freie Gefühl der Massenverbundenheit so vielen genommen: auch das ist eine Folge der menschlichen Entredung, die der Kapitalismus gebracht hat. Ein echtes, untrügendes Gefühl des Verbundenen ist dem schaffenden Menschen genommen, wenn er dieses Verbundenheit nicht mehr in sich verspüren kann und wenn man vergleicht, in wie schöner Weise dieses Verbundenen des einzelnen durch die Masse in der Tierwelt zum Ausdruck kommt, dann kann es einem in der Seele wehe tun, zu sehen, wie wenig tritt Massenwirkung bei einzelnen Menschen oft in die Erscheinung tritt.

Die moderne Tierzoologie spricht hier von einer Kollektivpsyche. Das ist die Seele der Masse, die aber nicht etwa rein schematisch die Summe des Zusammenwirkens von einzelnen ist. So schreibt Prof. Dr. Fr. Alberdes zum Beispiel in seiner neuen "Tierzoologie", daß man durch Addition der Leistungen der isolierten Teile niemals das Ergebnis des Zusammenwirkens der vereinigten Teile erschließen kann.

Das Ergebnis ist anderer Art, ist höher, ist etwas Neues und Schönes, Gesamtausdruck einer Massenseele. A und B und C und D zusammen und miteinander sind mehr als eine rechnerische Summe. Es ist eine neue Erscheinung, eine neue Kraft, eine neue Energie. Es ist der neue Machtwort der organisatorischen Verbundenheit.

Und so wie das Ergebnis der Verbundenheit von einzelnen einen neuen Massenwert bildet, genau so wirkt diese Masse auf den einzelnen zurück und erzeugt in ihm neue Persönlichkeitswerte, die er ohne die Massenverbundenheit gar nicht haben kann.

Ein Forscher, Köhler, hat in dieser Beziehung bei seinen Schimpansen höchst wertvolle Beobachtungen angestellt. Wenn ein einzelnes dieser Tiere angegriffen wurde, dann eilte die ganze Schimpansengruppe herbei, um zu helfen. Dabei steigerten sich die Tiere, wenn nötig, durch Schreie zu einem rasenden Kampfe, und jedes einzelne der Tiere entwickelte dabei eine Kraft und einen Mut der Kat, wie er dem ein-

Weller und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen nicht, was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus“, sagte einer, „als wenn Ihr wäret gefühllos, das heißt unter dem Schiff durchgezogen worden.“ — „So? Meint Ihr“, sagte der Gaslonier, „man könne trocken schwimmen? Wenn das was noch einer erfundet, so will ich's auch lernen, denn ich bin der Vole von Cleron“ und schwamm alle Montage mit Briefen und Bestellung nach dem feilen Lande, weil's geschwimder geht. Aber jetzt hab' ich etwas in England zu berichten. Wenn's erlaubt ist“ fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich Euch glücklicherweise angetroffen habe. Es kann den Ekronen noch nimmer weit sein von Dover.“

„Landsmann“, sagte einer und stieß eine Welle von Tabakrauch aus dem Munde (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), wenn Ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so seid Ihr noch über dem schwarzen Schwimmer in London.“ — „Ich gehe keinen aus dem Meer“, sagte der Gaslonier. „Wollt Ihr's mit ihm versuchen“, erwiderte der Engländer, „wenn ich 100 Souverden auf Euch setze?“ Der Gaslonier sagte: „Mit an!“

Beide Engländer haben im Brauch, auf Leute, die sich in einer gefährlichen Kunst betätigen, große Summen untereinander zu versetzen; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaslonier auf seine Kosten mit nach London und hielt ihn gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe.

„Wollt“, sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meere. Gilt's hundert Guineen: er schwimmt besser, als Euer Kopf.“ Der gute Freund sagte: „Es gilt!“

Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf auf einem bestimmten Platz an dem Themsefluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt und warteten noch etwas, der eine auf den Kopf, der andere auf den Gaslonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Kopf schlug den Gaslonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaslonier mit einem lebernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib und sagte nicht warum, als wenn's so sein müßte. Der Kopf sagte: „Wie kommt Ihr mir vor? Habt Ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Weistugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht überprang?“ Der Gaslonier öffnete das Kistlein und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein paar Knackwürste und ein Laiblein Brot. Ich wollte Euch eben fragen, wo Ihr Eure Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt geradewegs den Themsefluß hinab in die Nordsee und durch den Kanal ins Atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den sechzehnten, muß ich wieder in Cleron sein. Aber in Cadix im Kistlein will ich morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, daß es fertig ist, bis Ihr nachkommt.“

Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Kopf verlor Förmlichkeit und Scham. „Mit diesem Entschick“, sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht um die Wette schwimmen. Tut, was Ihr wollt, und seidet sich wieder an. Also war die Wette zu Ende und der Gaslonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Kopf aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelschmeichelei war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem kalten Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nicht weniger von allen, die auf ihn gewartet hatten, noch vier Wochen

1) Titel an der Westküste Frankreichs

2) Meeresweg

gelten ohne diese Gemeinschaftshandlung gar nicht möglich gewesen wäre.

Auch bei Vögeln hat man solche kraftstärkende Wirkung der Masse beobachtet. Allein die Tatsache des Schwarms zog andere Vögel in den Mann und selbst einzeln lebende Vogelpaare wurden von der Massenmacht mitgerissen und wurden zu Masse, und doch gerade durch diese Masse stark und kraftvoll. In gleicher Weise ist bei den Wölfen festgestellt, daß das einzelne Tier sich im Rudel viel drauße gegenüber zeigt, als wenn es allein ist.

Es ist natürlich, daß dieses immer neue Erleben von Kraft durch die Gemeinschaft das einzelne Tier immer inniger an die Masse bindet, und es ist ein Beweis des hohen ethischen Wertes, den das Gemeinschaftsleben erzeugt, wenn staatenbildende Insekten nach Moerdes zum Beispiel eine tiefe Niedergelassenheit zeigen, sobald sie ihr Nest verlassen finden.

Es ist ein noch ziemlich neues wissenschaftliches Gebiet, das sich uns hier bietet, aber schon, soweit sich die Forschung bisher der Soziologie des Lebendigen zuwandte, ist das eine unwiderleglich bewiesene, daß die Gemeinschaft eine natürliche Voraussetzung zur einzelnen Kraft ist und daß dieses Machtgefühl des einzelnen in der Masse um so mehr zu finden ist, auf einer je höheren Stufe der Entwicklung die Tiere stehen.

Wir haben darum recht, wenn wir sagen, daß es eine bedauerliche Folge des kapitalistischen Wesens unserer Zeit ist, wenn so vielen dieses allgemeine und natürliche Verbundenheitsgefühl genommen, das sich bei den Tieren schon zu ethischem Charakter entwickelt hat, wenn so viele durch den Kapitalismus aus dem natürlich-ethischen Boden gerissen wurden, in den der Mensch von Natur aus gehört. Nur in der Kampfgemeinschaft wurzelt wahre Menschenwürde.

Aber wie die Natur mit ihrem zunehmenden Gemeinschaftsleben der Gruppe die Verbundenheit von einzelnen zu Massen brachte, ganz so wirkt der moderne gewerkschaftliche Kampf. Das Leben selber wird die praktische Ethik wiederbringen, so wie das Leben selber sie draußen in der Natur geschaffen hat. Der Kampf des Verbandes mit seinem immer wiederkehrenden sozialen Erlebnis wird das schöne und freie Gefühl der Menschenkraft und Menschengröße des einzelnen in der Kampfgemeinschaft wieder wachsen lassen, denn es ist etwas Naturgegebenes, organisch Notwendiges, daß der einzelne in seinem Wesen durch Masse wächst, so wie auch Zusammenschluß von einzelnen mehr schafft als eine rechnerische Summe, nämlich die organisatorische Größe.

Arbeitsuchen

Wieder stand ich in der vollgepfropften Baracke, um zu sehen, wie es um Arbeit steht. Aus dem Arm war die Stimme eines Mannes zu hören, der, wie der Sachausdruck heißt, ausgesteuert war.

„Wenn ich nichts mehr kriege,“ sagte der Mann, „dann gib mir doch Arbeit.“ Der Ordner zuckte mit den Achseln. „Dann schick ich dich tot,“ schrie der verzweifelte Mann. Viele lachten darüber, anderen war das Lachen längst vergangen.

Heute sollten auch Postkundsarbeiten vergeben werden, darum lauteten alle gespannt nach der Tür.

Ein Ordner rief: „Jugendliche von 17 bis 19 Jahren gesucht.“ Im Nu war er von einer Schar Jungens umringt. Auch ich bekam eine Karte. Darauf ging ich zu der angegebenen Stelle. Zwei weitere Mitbewerber waren schon da. Bald bildete ich mir ein, daß ich gewinnen würde, ja mußte, ich war einen Kopf größer wie die beiden.

lang in allen Wirtschaftshäusern und Bierkneipen freigegeben und bekannte, daß er noch kein Leben lang in keinem Wasser getaucht sei.

Geschwinde Reise

in italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie lang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme und doch mit geringen Kosten? „Postillion,“ sagte er, als er in dem Kaleschein saß, „fahr langsam, denn ich sehe nicht nur auf dem Rutschentflein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehn.“ Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen. Denn fürs erste war der Kopf wohl mit einem Tuchlein verbunden, das zwar blutig aussah, für's zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du recht langsam fährst,“ sagte er, „auf der Station soll's dich nicht reuen.“ Der Postillion dachte: Solchen Gefallen kann ich den Kössen tun und, was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfangen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichtsdestoweniger schrie der Italiener unaufhörlich: „Reiter und Merdio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam!“ Der Postillion sagte: „Wollt Ihr auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich Euch abladen. Ich kann gar nicht fahren, als wenn ich etwas anderes ausführende auf den Ader. Tu ich nicht langsam genug?“ Aber der Passagier sagte: „Ich schief dich tot, wenn du nicht gemach fährst.“

Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Abus und ein paar verrostene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Anders gaben sonst wenigstens achthundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und mehr. Mann's prellert und mann's reißt in der Tasche

Nußer uns drei war noch ein 14jähriger Knirps da, der ursprünglich dort lernen wollte, aber die Stellen waren auch längst besetzt.

Dann kam der Arbeiterannehmer. Wie zu erwarten war, wurde ich ausgewählt, weil ich der „Fetteste“ war. Der kleine Junge durfte auch mitkommen. Untertwegs zum Büro des Chefs hatte ich noch schwer mit mir selbst zu kämpfen. In den letzten Tagen der Schulzeit nämlich, bei dem Kapitel späteres Leben, hatte uns der Lehrer erzählt: Die Chefs liegen manchmal, wenn sie Stellungsuchende vor sich hätten, den Federhalter fallen, wer sich zuerst danach bückte, der würde angenommen. Jetzt wußte ich nicht, ob ich mich bücken sollte, wo doch die Hofe bei jeder größeren Bewegung an allen Ecken und Enden ripp. Mit der war es nämlich gerade wie bei einer Häutung, bloß kam keine neue Schale unter der alten hervor.

Mitten in diesen Gedanken merkte ich, wie der Mittelsmann mich von oben bis unten, Hände und Füße, musterte. Da ward ich zornig und beschloß, im Falle eines Falles mich nicht zu bücken. An einer Tür hieß der Mann uns warten und als er wiederkam, sagte er: Ich sei mit meinen 18 Jahren zu teuer und der Junge sei für die fragliche Arbeit angenommen. Er sahien das ganz in der Ordnung zu finden, vielleicht glaubte er, das sei „rationelle, mit Verstand getriebene Wirtschaft“, Ein junger Spah.

Ansammlung oder Verband?

Es gibt überall den Zusammenschluß, wo sich nur Leben regt, und je mehr die Wissenschaft dies erkannte, um so mehr bildete sich eine Soziologie der Tiere, die noch jung ist, aber deren Erleiden schon zeigt, daß Zusammenleben, Zueinanderleben, soziales Leben das Charakteristikum des Lebens überhaupt ist.

Und diese Wissenschaft von der Soziologie der Tiere unterscheidet nun bei den Tieren zwischen Ansammlungen (Assoziationen) und Verbänden (Sozietäten). Bei der Ansammlung hält das Milieu, das Licht, die Wärme, die Nahrung die Tiere zusammen. Das Tier schließt sich nicht an seinesgleichen an, sondern es bindet sich an das Milieu und damit schließt es sich indirekt zusammen mit den anderen Tieren, die auch das gleiche Milieu zusammenfassen.

Aber Verbände sind Verbindungen von Wesen zu Wesen, und erst in zweiter Linie kommen die Lebensfaktoren in Betracht. Und so ist es bei den höher entwickelten Tierklassen.

Können wir nicht den gleichen Unterschied feststellen in der Soziologie des Menschen? Und beim Menschen wieder in einem besonderen Zusammenschlusse, wie ihn der gewerkschaftliche Kampfverband darstellt? Da sind auch manche, die nur das Äußere zusammenhält, das Brotzettel, die Aussicht auf Vorteil ohne die innige Verbindung mit den Kampfgenossen. Aber dertel nennt der Soziologe nur Ansammlung. Verband ist die Vereinigung erst, wenn Mensch zu Mensch, Glied zu Glied steht, wenn zugleich ein soziales inneres Verhältnis, ein Gemeinschaftsgefühl vorhanden ist.

Es gibt Tiere, die ein günstiges Milieu gegen ein ungünstiges tauschen, nur um das Gesellschaftsbedürfnis zu befriedigen. Und es gibt Menschen, die im Zusammenschluß leben, weil es ihnen allein schon seelisches, sittliches Bedürfnis ist.

Darum gewiß wirtschaftliches Recht durch Wirtschaftskampf! Doch im Verbande, in einer Gemeinschaft, die verbunden ist durch soziale Gefühle, durch proletarische Treue, durch kämpferische Solidarität. Nur so ist der Zusammenschluß von einem sittlichen Gedanken erfüllt, der stets in der Geschichte einigend war.

lingelt, auch einen Kronentaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Proletenier half nichts. „Sab' ich Euch nicht schlecht genug geföhrt?“ fragte er. „Nein, du hast mich nicht langsam genug geföhrt. Geh zum Hentler.“

Der Postillion nahm das Geld und dachte: Lieber wenig als gar nichts. Aber wart' nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: „Ist der Weg gut?“ „Schlecht“, antwortete der Stuttgarter und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr den Reiter drauflos,“ sagte er, daß die Räder davonfliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniekehle.“

Der Passagier, als der Postillecht auffah, sagte: „Fahr' langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an.“ Aber der Postillion dachte: Dein Trinkgeld kenn' ich. Meine Pferde sind auf gesunde Herren dressiert,“ sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind“, und fuhr drauflos, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drinläme. Der Passagier im Kaleschein bittet vor Gott und nach Gott, lamentiert, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Weiskheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer wie dem ersteren. „Was bringst du für einen preßhaften Herrn?“ fragte der Weiskheimer. „Fahr' ihn gar tot,“ sagte der Ludwigsburger, „es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm“, und so reformandierete ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinde davon als der andere, so daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nötig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions ferngesund aus dem Kaleschein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

1. Ordwürde.

Die Zugspitzbahn

Die kühnste Ingenieurleistung der Gegenwart auf dem Gebiete der Personenbeförderung ist ohne Zweifel die Zugspitzbahn, oder richtiger ausgedrückt, die Drahtseilbahn auf die Zugspitze. Die Bergstation dieser großartigen Seilbahn befindet sich in einer Höhe von 2505 Meter unterhalb der „Nase“ im Felsengrat zwischen Zugspitze und Schneefernerkopf. Zu dem 2960 Meter hoch gelegenen „Münchener Haus“ sind also immerhin noch 155 Meter direkte Höhe zu überwinden, wozu man bei günstigem Wetter, als besten Eisigverhältnissen, eine halbe Stunde benötigt.

Die Drahtseilbahn auf die Zugspitze bewältigt in einer etwa viertelstündigen Fahrzeit eine direkte Steigung von genau 1571 Meter. Die Drahtseile haben dabei zwischen einzelnen Aufhängepunkten Spannweiten von mehr als ein Kilometer. Sechs mächtige Mastentürme tragen die Seile, welche zwischen einzelnen Trägern einen Seildurchhang von 50 Meter aufweisen. Bekanntlich bildet ein Drahtseil, das zwischen mehreren Stützpunkten hängt, eine abwärtsgebogene Kettenlinie. Ein an dieser Linie entlangfahrender Körper macht selbstverständlich während der Fahrt die ganze Wellenbewegung mit. Bei der Zugspitzdrahtseilbahn wird dieser Verlauf der Fahrt noch viel eigenartiger, denn einzelne Stützmasten befinden sich nicht nur mehr als ein Kilometer voneinander entfernt, sondern der nächste Mast befindet sich rund 500 Meter höher. Dadurch kommt es, daß der Verlauf der Fahrt bei der Zugspitzbahn manchmal wie eine wagrechte Fahrt, dann aber ansteigend und dann aber wie eine direkt senkrechte Fahrt annimmt, wenn man sie erlebt. Nebenstehende Zeichnung mag dies verdeutlichen.

Die Schwankungen der Fahrt werden allerdings durch eine sinnreiche Einrichtung, den Schwingungsdämpfer, auch Luftpuffer genannt (die schiefen Stangen auf dem Bogendache) erheblich abgemindert.

Die menschliche Umraft hat also mit dieser Drahtseilbahn den höchsten deutschen Berg bezwungen. Viele von denjenigen, welche sich in ihrem Leben niemals die Nähe gemacht hätten, diesen Berg zu besteigen, der noch in den letzten Jahren mehrere Menschenleben kostete, sind nun in der Lage, mit verhältnismäßig ganz geringem Kostenaufwand sich auf den höchsten deutschen Berggipfel hinauffahren zu lassen. Eine einfache Bergfahrt kostet 10 Schilling, das sind 6 RM; die Hin- und Rückfahrt kostet 15 Schilling, das sind 9,60 RM. Eine Fahrt dauert 15 Minuten. Die Zugspitzbahn kann daher in einer Stunde drei Wagen mit je 20 Personen hinaufbefördern und da immer gleichzeitig ein Wagen heruntergeht, auch 60 Personen herunterbefördern. Diese Leistung ist also nicht übermäßig. Bei der Eröffnung der Bahn, die am 5. Juli dieses Jahres erfolgte, konnten von den 300 Teilnehmern, die mitfahren wollten, einige 5 Stunden warten, bis sie Gelegenheit bekamen, in die Höhe zu fahren. Die Fahrt genährt selbstverständlich ein großes Vergnügen. Die Sicherheit und Ruhe der Fahrt gibt ein Gefühl, wie eine Fahrt in einem Zingzug.

Bei der Fahrt wird wie schon gesagt ein Höhenunterschied von 1571 Meter in 16 Minuten überwunden. Dabei bekommt der Reiz der starken Beschleunigung des Luftdruckes in deutlicher Stärke zu spüren. Darum ist diese Bahn nur für Gesunde, Herzschwache oder Menschen mit veralteten Arterien können diese plötzliche Beanspruchung des Körpers nicht aushalten. Die Zugspitzbahn hat bereits ein solches Opfer gefordert. Ebenfalls stark spürbar ist der Temperaturunter-

schied zwischen Tal und Höhe, welcher bis zu 80 Grad Celsius betragen kann.

Gegen Unglücke im Bahnbetrieb sind die mannigfachen Sicherungen getroffen. Aber überhaupt hat man das modernste und sicherste System bei dieser Seilbahn angewandt, das System Bleichert-Zuegg. (Siehe weitere Zeichnungen.) Dieses System besteht vor aller Dingen darin, daß eine außerordentliche Anspannung der Seile durch Spanngewichte in der Talstation erfolgt. (Bei kaltem wie warmem Wetter gleiche Seilspannung.) Auf dem Tragsseil, das 48 Millimeter stark ist, eine Länge von 3500 Metern aufweist und ein Eigengewicht von 35000 Kilo hat, läuft der Wagen in die Höhe. Er wird von einem Zugseil, welches 28 Millimeter stark ist und 28 Millimeter Durchmesser hat und sozusagen ewig umläuft, hinaus- und bei der nächsten Fahrt wieder herabgezogen. Ein etwas schwächeres Hilfsseil liegt in Ruhezustand, für besondere Fälle betriebsbereit. Der Wagenführer ist in dauernder telephonischer Verbindung mit der Talstation, und zwar durch ein Kabel, das in das Zugseil mit eingeflochten ist.

Die durchschnittliche Steigung beträgt 63 vom Hundert, das sind etwa 90 Grad. Vor den Seilstützmasten, welche 12 Meter bis 32 Meter hoch sind, erreicht die Steigung fast 90 vom Hundert, das sind 160 Grad.

Die Antriebsmaschine ist in der Talstation eingebaut. Ein Hauptmotor von 65 PS Dauerleistung, der seinen Strom aus dem unsernen Elektrizitätswerk Reutte vom Plansee bezieht, bewältigt den Aufzug der Personewagen. Ein Hilfsmotor mit 23 PS und außerdem ein antoppelbarer Benzinmotor sind für etwa eintretende Strom- und Motorstörungen eingebaut.

Die Baukosten für die Zugspitzbahn betragen rund 3 Millionen Schilling, das sind 1,8 Millionen Mark. Die Zugspitzbahn ist österrreichisch. Durch die Presse geht nun neuerdings ein Plan, auf die Zugspitze eine Zahnradbahn, ähnlich der Jungfraubahn in der Schweiz zu legen. Fertige Pläne bestehen bereits. Die Trassenführung soll im unmittelbaren Anschluß an den Bahnhof in Garmisch-Partenkirchen über den Gibeek gehen und von da aus in ein Tunnel, das auf dem sogenannten Platt herauskommen soll. Für das Platt wird ähnlich dem Jungfrauplatz ein großer Fremdenbetrieb für Sommer- wie Winterzeit gedacht. Das Platt ist zu großen Schi- und Winterportveranstellungen auszersehen und sollen dort eine Anzahl Hotels und Unterkunftsstätten, Läden usw. entstehen. Ein großes Profitgeschäft soll also dort geschaffen werden.

Bom Platt aus ist bis zum Zugspitzgipfel ein Tunnel geplant, welcher durch Fenster einen herrlichen Ausblick nach dem Süden gewähren soll. Bis 1927 soll die Strecke zum Gibeek, bis 1929 bis zum Platt fertiggestellt sein. Der Fremdenverkehr soll vor allen Dingen den umliegenden Ortschaften reichen „Segen“ einbringen und überhaupt ist es notwendig, daß Tausende von „Hochwogenben“ auf die Zugspitze kommen können, was doch die jetzt bestehende Zugspitzbahn nicht zu bewältigen vermag.

Es ist auch ganz natürlich, daß in einer Zeit, in der wir in Deutschland 1,5 Millionen Wohnungen „zu viel“ haben, das Kapital



Zugspitzbahn - Ansicht von Obermoos

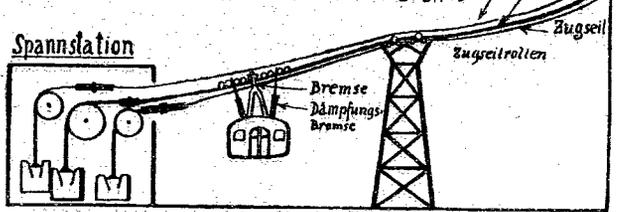
Skizze nach d. Gemälde v. Prof. Z. Diemer im D. Museum i. M.

In Bahnrabbahnen seine Bestunftsfighkeit versuchen muB. So hat jede technische GroBleistung auch ihre soziale Rehrseite. Hunderttausende sind abdachlos, aber auf den Schneefelbern der Zugspitze miffen unter furchtbaren Miffen fdr die beteiligten Arbeiter neue Kurfstfitten fdr die arme erholungsbedrfirftige Welt der „Hochmiffenden“ geschaffen werden, denn man wird nicht nur im Sommer, sondern wie bei der Zugspitzseilbahn auch



Profilschema der Zugspitzbahn. Seillfinge 3500 Meter.

im Winter daran arbeiten, um die neue Profilmaschine mifflichst bald in Gang zu bringen. Wohnungen sind eine unrentable Angelegenheit, hiffchstens eine Sache fdr Menschenfreunde, die sich lfcherlich machen wollen vor der kapitalistischen Welt. Ober ist etwa der Bau einer Zugspitz-



Schematische Darstellung. Aus dem deutschen Museum in M.

bahn eine wichtige „nationale Angelegenheit“ — oder ist sie zu unterstfihen, weil sie Arbeitern Arbeit geben wird? Nein, denn es kommt auch darauf an, was man arbeitet. Sepp.

Fahrten der Braunschweiger Metallarbeiterjugend

Zu Pfingsten machten 12 Jugendkollegen eine Fahrt in den Harz. Schon am Sonnabend mittag 11 Uhr, bei trfubem Wetter, das jedoch unsere Laune nicht verdarb, ging unsere Reise nach Thale im Harz. In Thale angekommen, wurde gleich die Gerberge aufgesucht, in der wir fibernachten wollten. Wir liehen unser Gepfcd dort und bestiegen dann den Herzentanzplatz. Man konnte aber leider wegen des dichten Nebels noch nicht einmal die gegenfibberliegende Kofsttappe sehen, viel weniger noch unten die Bode. Dann kam die Nacht in der fchfihigen Jugendherberge in Thale. Hier scheint es Betten 1. und 2. Klasse zu geben. Wir schliefen natfirllich 2. Klasse, ja verschiedene Jugendlfnche muBten sogar zu zweien schlafen, wfihrend die Betten 1. Klasse als Parabeiten leer dastanden. Das nur nebenbei. Um 1/2 9 Uhr Deckenempfang und dann ging es zu Bett. Am anderen Morgen um 5 Uhr war alles auf den Beinen. Wir tranken Kaffee und begannen unsere erste Tagestour. Es ging das Bodeltal aufwfirts bis zur Schfure, einem freien Ffzadweg, und wir kletterten diese im Schwelke unseres Angesichts hinauf bis zur Kofsttappe. Hier oben hatten wir das Vergnigen, unter falscher Ffhrung einen Weg dreimal hin und her zu machen. Vom Felsen sahen wir wieder weiter nichts als Nebel. Es ging denselben Weg wieder zu Tal. Nach 1 1/2stfndigem Marsch wurde gefrhhstfct, wir lachten Kakao und liehen uns die Eier gut schmecken. Nachdem alle ein wenig ausgerfcht hatten, ging es mit Musik und Gesang weiter fiber Trezeburg nach Altenbraf. Dort besuchten wir das JagdschloB Lotzenrode.

Am zweiten Pfingstmorgen verliehen wir um 6 Uhr Altenbraf und wanderten die Bode aufwfirts fiber Wendefurth nach Neuwerk. Hier hatte das Hochwasser in der Neujahrsnacht die griffsten Schfden verursacht. Von Neuwerk ging es ohne Gepfcd nach Hfibeland, um die Tropfsteinhlfhlen zu besichtigen. Als wir dann nach Neuwerk zurfckkehrten, war unser Mittagstrot fertig. Es gab: Bouillonsuppe, Eierludchen mit grfmem Salat und Johannisbeeren. Der Kollege M. als Bftrnerfohn empfahl uns den grfmen Salat aufs wfrmste mit der Bemerkung, er ginge durchs Blut. Nach dem Essen kurze Pause und dann Abmarsch nach Bernigerode. Es ging flott weg, da wir den Nachmittagszug noch erreichen wollten. Eine groBe Wiese, die wir kreuzten, gab uns Gelegenheit, ein paar Blumen mit nach Hause zu nehmen. Es ging dann fiber Gartensberg, Boigstiege weiter unferm

Endziel entgegen. Die meisten waren froh, als sie im Zuge sahen. Doch auch hier erfolch nicht unser Sumor, der uns auf der ganzen Fahrt begleitet hatte.

Dann haben wir flchtig geparkt und so konnten 12 Jugendkollegen im August eine Hamburgfahrt antreten. Der Tag riefte heran, es war alles wohl vorbereitet. Es dauerte auch gar nicht lange und wir waren in Hamburg. Zwei Kollegen der Hamburger Verwaltung empfingen und begleiteten uns zum Winterhbfderweg, wo wir fibernachteten. Am Sonntagmorgen begaben wir uns nach den St. Pauli-Landungsbrfcken, um eine Hafensundfahrt zu machen. AnschlieBend an diese wurde der groBe Ozeanries „Albert Ballin“ besichtigt. Dieses war sehr interessant, zumal es fdr uns etwas Neues war. Unser Mittagstrot nahmen wir im Gewerkschaftshaus ein. Auf diesem Wege statteten wir der Michaeliskirche einen Besuch ab und bestiegen ihren 181 Meter hohen Turm, von dem aus wir einen herrlichen Aerblick fiber Hamburg nebst Hafen und Vororten hatten. Nach dem Essen brachte uns dann die Strafenbahn vom Gewerkschaftshaus nach Hagenbeds Tierpark. Hier hielten sich wohl die meisten von uns bei den Singhaiseln, einem indischen Volksstamm, auf. Nach mehrstfndigem Ausenhalt lehrten wir zurfck nach Hamburg. Wir liehen dann noch ein wenig auf der Reeperbahn und sahen uns dort den Trubel an. Punkt 10 Uhr waren wir wieder in der Gerberge. Am anderen Morgen fibberquerten wir mit einem Dampfer die Wfster, das Wetter hatte sich gar nicht geffndert, es war genau so ffilrmisch wie vorher. Von der Landungsstelle Jungfernstieg gingen wir zum Hafen und liehen uns dort mit der Ffhrer zum Vulkanwerft fibbersehen. Dasselbst erwartete uns schon der Betriebsrat, der uns durch das Werf fihren wollte. Wir sahen noch ein Dof, das vor kurzem vom Stapel lief und fdr Frankreich bestimmt ist. Schiffe waren fibberhaupt nicht im Bau. Um den MeB der Arbeiter nicht auch entlassen zu miffen, werden belgische Schnellzuglokomotiven repariert und Benzinlfnfer in groBen Mengen hergestellt. Vor und wfihrend des Krieges arbeiteten dort 8000, davon 60 vH fdr Kriegszwecke, diese fallen jetzt ganz fort. Von den fibbrig gebliebenen 40 vH arbeiten jetzt hiffchstens die Hflfte. Es ist ein trauriges Bild, wenn man die leeren Werfstfitten sieht. In der Pantine des Werkes sahen wir zu Mittag und lehrten dann zur Stadt zurfck. Wir gingen am Hafen entlang und kamen auf den Markt im Zentrum der Stadt. Hier war reger Betrieb. Wir sahen noch das Chille-Haus und andere neuzeitliche Bauwerke und landeten schlieBlich wieder im Gewerkschaftshaus, durch das wir auch einen Ausblick machten. Dann war auch bald die Zeit gekommen, um an die Heimreise zu denken.

Im September machten wir eine Heidewanderung. Zur Abwechslung wurde per Rad nach der Heide gefahren. Morgens 7 Uhr war Abfahrt und ffnfliche Teilnehmer waren pfnktlich zur Stelle. Wir fuhren fiber Grassel, Meine, Ffenbittel. Hinter Meine wurde am Waldrand das mitgebrachte Frhhstfud verzehrt. Es ist eine Freude, zu sehen, wie es den Jugendkollegen immer auf solcher Wanderung schmeckt. Aber mit des Geschickes Mfchten ist kein ewiger Bund zu flechten, es dauerte nicht lange und wir hatten die erste Panne, dem Kollegen Meyer war die Luft ausgegangen, das heiBt ihm nicht, sondern seinem Hinterrade. Alle Mann hiffsbereit, und im Augenblick war der Schlauch gestickt. Wir fuhren weiter und kamen auch bei in Winkel an. Von hier aus ging es nach Ffenbittel zurfck, um die Kollegen, welche mit der Bahn kamen, in Empfang zu nehmen. Nach deren Eintreffen ging es wieder per Rad und Fuß nach Winkel, von hier aus am Allerkanal entlang nach Brennendebriid und dem Heidefee. Hier wurde Mast gemacht und eine Gondelpartie auf dem See unternommen. Um 5 Uhr brachen wir auf und fuhren fiber Gifhorn nach unserer Heimat, wo wir um 7 1/2 Uhr anlangen. Unterwegs gab es noch verschiedene Reparaturen, unter anderem muBten wir unserm Jugendleiter, dem Kollegen Keupke, die Kette mit ein paar Steinen zusammennieten. Kurz zusammengefaBt, war es ein herrlicher Tag, welchen wir in der Heide verlebten. Es ist nur zu bedauern, daB sich nicht mehr Jugendkollegen an solchen Veranstaltungen beteiligen.

Nicht ermifden!

Die Ermifdung der Menschen und der Mangel an Ausdauer in der Lfsung groBer Aufgaben sind typische Merkmale der heutigen Zeit; sie zeigen sich in genau vorausrechenbaren Formen und Beten. Unersreulich machen diese beiden griffsten Schwfchen sich auch fspftbar in der Arbeiterbewegung, wo sie unter Umstfnden direkt verhngnisvoll fdr eine Organisation werden kfnnen. Die geistig der Arbeiterschaft fibberlegenen Unternehmer haben diese Schwfchen lfnft erkannt und stellen sie als sichere und bestimmten Faktor in ihre Berechnungen. Mfngel erkennen, heiBt fdr jeden vernunftigen Menschen, dieselben bekfmpfen. Jeder Gewerkschafter bemfhe sich darum, wenn und wo sich Anzeichen von Ermifdung bemerkbar machen, im BewuBtsein der vollen Tragweite dieser Gefahr, sich mit allen noch zu Gebote stehenden Mitteln dagegen zu wehren. In dem allgnntlichen Ringen unserer Zeit steigt nicht derjenige, welcher am meisten lfnmt und mit kleinen Aufertlichkeiten sich bemfht und befriedigt, sondern derjenige, welcher nie ermifdet und den Glauben an seine Kraft und seinen Erfolg nie aufgibt.

Die Lehrlingskammer

Im Reichsarbeitsministerium wird zurzeit der Entwurf eines Gesetzes zur Berufsausbildung Jugendlicher vorbereitet. Dem Entwurf liegen folgende Gedanken zugrunde: Für das Handwerk besteht bereits eine gewisse traditionelle Regelung für die Vorbereitung und Ausbildung der dort beschäftigten Lehrlinge. Für die Industrie und den Handel gibt es dagegen eine solche Regelung noch nicht. Sie soll erst durch das kommende Gesetz geschaffen werden. Dieses zielt darauf hin, den Jugendlichen aller Wirtschaftszweige eine geeignete Vorbildung sicherzustellen — also in Handel, Industrie, Landwirtschaft, Handwerk und Hauswirtschaft (1), gleichviel ob der Jugendliche sich in einem privaten oder in einem öffentlichen Betriebe befindet. Zu diesem Zwecke ist die Schaffung paritätischer Lehrlingsausschüsse vorgezogen, in denen sowohl Arbeitgeber wie auch ältere erfahrene Arbeiter und Angestellte sitzen sollen. Für jeden Berufsweig sollen diese Ausschüsse zu Lehrlingskammern zusammengefaßt werden und diese sollen dafür sorgen, daß Lehrlinge nur in solchen Betrieben eingestellt werden, die sich dafür eignen. Diese Frage der Eignung soll geprüft werden sowohl vom sachlichen wie auch vom persönlichen Gesichtspunkt aus. Reparatur- und Ausbesserungswerkstätten sollen von der Lehrlingsausbildung grundsätzlich ausgeschlossen sein.

Nach unserm jetzigen Gewerberecht steht die Befugnis zum Falken und zur Anleitung von Lehrlingen nur Personen zu, die sich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Sie kann wegen grober Pflichtverletzung und aus sonstigen wichtigen Gründen entzogen werden. Im Interesse ordnungsmäßiger Ausbildung ist jede Lehrlingszüchterei verboten. Im Handwerk dürfen außerdem nur „Meister“ Lehrlinge ausbilden. Aber alle diese Bestimmungen in den §§ 126 bis 132 a der Gewerbeordnung und in den §§ 81 und 82 des Handelsgesetzbuches stehen auf dem Papier. Nicht einmal diese dürftigen Schutzbestimmungen werden wirklich eingehalten durchgeführt. Noch schlimmer steht es mit der Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz der Fortbildung der Lehrlinge in den §§ 126, 127 a und 148 Ziffer 9 der Gewerbeordnung.

Deshalb erscheint es uns allerdings als das Wichtigste, daß amtliche Organe geschaffen werden, die nach ihrer persönlichen Zusammenfassung eine Sicherheit dafür geben, daß die gesetzlichen Bestimmungen sinngemäß und eingehalten durchgeführt werden. Paritätische Besetzung dieser Organe und tatsächliche Dezentralisation sind deshalb zu empfehlen. Daneben möchten wir aber noch anregen, daß diese Bestimmungen nicht nur öffentlich-rechtlichen Charakter erhalten, sondern durch entsprechende privatrechtliche Bestimmungen ergänzt werden. Zu dieser Forderung veranlassen uns die unerfreulichen Erfahrungen, die die Wanderverwaltungen zum Beispiel bei der Auslegung von Vorschriften auf dem Gebiete des Betriebsräterrechts und des Wohnungsrechts machen mußten. Diese Vorschriften wurden — und zwar durchaus mit Recht — von den angegangenen Gerichten als Vorschriften des öffentlichen Rechts angesehen und die nach diesen Vorschriften entstandenen Rechte waren demzufolge öffentliche Rechte (bezüglich Pflichten), sie konnten infolgedessen nicht vor den Zivilgerichten eingeklagt werden, entbehrten also des Rechtschutzes. Es ist deshalb zu fordern, daß in dem kommenden Gesetz über die Berufsausbildung Jugendlicher dem Jugendlichen (bezüglich seinem gesetzlichen Vertreter) ein vor dem Zivilgericht auskragbarer Anspruch auf Befolgung der Vorschriften des Gesetzes und der Anordnungen der Ausschüsse zuerkannt wird. Denn sonst steht das Gesetz auch nur auf dem Papier und nützt den Betroffenen selbst herzlich wenig.

Die erwerbslose Jugend

Genaue Zahlen über die Höhe der erwerbslosen Jugendlichen sind überhaupt nicht zu erhalten. So sind die Gewerkschaften gezwungen, selbst durch die Ortsausschüsse Anfragen bei den Fortbildungsschulen zu veranlassen. Diese Feststellungen werden dann endlich einmal einen Anhaltspunkt für die Größe der Gesamtzahl der jugendlichen Erwerbslosen geben; denn die vom Reich vorgeschickte Statistik zur Klärung der Stellenlagefrage in der Erwerbslosenunterstützung bringt wohl Feststellungen über Lohn, Alter, Familienstand u. dergl., sie enthält aber nicht die notwendigermaßen jugendlichen Erwerbslosen von 16 bis 18 Jahren. An maßgebender Stelle schätzt man die Zahl der jugendlichen Erwerbslosen unter 18 Jahren in Berlin auf rund 45 000. Wenn man sich nach ist der Prozentsatz der Erwerbslosen bei den Jugendlichen größer als bei den Erwachsenen.

Aber wie dem auch sein mag, dringend notwendig ist eine Regelung der Unterbringung der jugendlichen Erwerbslosen, ihrer Fortbildung und Umschulung. Vor allem muß dafür gesorgt werden, daß der Zugang zum Hauptberuf in andere weniger überfüllte und auskömmlichere Berufe abgeleitet wird. Der Zugang zum Angeleitertenberuf muß deshalb einmal für ein paar Jahre abgebrochen werden, bis die Umschulung und Umschulung des Großbetriebes einen gewissen Anstoß erzeugt hat.

Die Umschulungen, die zurzeit in der Industrie vor sich gehen, vor allem die Umschulung neuer Industrieschichten, müssen bei der Fortbildung und Umschulung miteingerechnet sein. Bei der Umschulung der jugendlichen Erwerbslosen muß bereits der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit einsetzen.

Schriftenchau

Urania. Monatshefte für Naturerkenntnis und Gesellschaftslehre, mit den ständigen Beiblättern „Soziales Wandern“ und „Der Leib“. Mit dem Heft 12 schließt die Urania ihren 2. Jahrgang. Da bietet sich Gelegenheit, an Hand des Jahresregisters die Fülle des Gebotenen nochmals kurz zu überfliegen und gleichzeitig an alle noch Fernstehenden die nachdrückliche Aufforderung zu richten, nicht länger beiseite zu bleiben und im ureigenen Interesse ab Oktober die inhaltreiche und so erstaunlich billige Bildungszeitschrift für Naturerkenntnis und Gesellschaftslehre mit ihren wertvollen Buchbeigaben dauernd zu abonnieren. Als Buchbeilage gelangt zur Ausgabe: Wie erkennen wir die Welt? Von Prof. Dr. M. G. Waage, 96 Seiten mit 17 Abbildungen. Werte Buchbeilage. Verlag Urania-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Jena. Einzelpreis brosch. 1,50 M., geb. in Ganzleinen 2 M. Die Urania kostet im Quartal 1,60 M. mit broschierter und 2,25 M. mit gebundener Buchbeilage.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern: S.-A. 628 41, S.-A. 628 42, S.-A. 639 00

Mit Sonntag dem 3. Okt. ist der 41. Wochenbeitrag für die Zeit vom 3. bis 9. Oktober 1926 fällig.

Werbung

zum Studium an der Heimvolkshochschule Linz (Gera-Neuß).

Für die Heimvolkshochschule in Schloß Linz ist schon jetzt der neue Männerkurs ausgeschrieben, welcher am 15. Januar 1927 beginnt und bis 30. Juni 1927 dauert.

Der Vorstand ist gewillt, die Heimvolkshochschule auch diesmal durch Kollegen unseres Verbandes zu beschreiben; ihre Zahl ist auf 3 beschränkt. In erster Linie sollen jüngere, ledige Kollegen berücksichtigt werden. Verheiratete nur dann, wenn die betreffenden Kollegen während ihres Linzer Aufenthaltes auf eine besondere Familienunterstützung verzichten können.

Für die vom Vorstand zur Heimvolkshochschule entsandten Hörer übernimmt die Hauptkasse folgende Kosten:

1. Schulgeld (inbegriffen Logis und freie Verpflegung in Linz).
2. Sinen bestimmt ein Betrag als Wäsche- und Taschengeld. (Beim laufenden Lehrgang beträgt das einmalige Wäsche- und Taschengeld 7,50 M., das Taschengeld monatlich 15 M., ferner einen einmaligen Bücherzuschuß von etwa 40 M.)
3. Fahrgehd 3. Klasse vom Wohnort nach Linz und nach Beendigung des Lehrganges von Linz zum Wohnort zurück.

Für die von uns auf die Heimvolkshochschule zu entsandenden Hörer kommt in erster Linie die Erwerbung ökonomischer Kenntnisse, Wirtschaftslehre usw. in Betracht.

Als Bewerber können nur begabte Kollegen in Frage kommen, die bereits eine bestimmte Schulung hinter sich haben, eine gewisse Reife besitzen, in der Arbeiterbewegung erprobt und neben ihrer engeren organisatorischen und agitatorischen Tätigkeit ein gewisses Allgemeinwissen erworben haben.

Bewerbungen sind bis zum 1. Oktober ds. J. bei der zuständigen Bezirksleitung schriftlich einzureichen. Bei der Werbung sind mitzuteilen die bisherige Tätigkeit innerhalb der modernen Arbeiterbewegung, Schulbildung und Grad des nach der Schulentscheidung erworbenen allgemeinen Wissens, Alter, Familienstand (ob ledig oder verheiratet) und eventuelle weitere zweckdienliche Angaben. Die endgültige Entscheidung über die zur Heimvolkshochschule zu entsandenden Kollegen trifft der Vorstand.

Angeköstet werden nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Köln:

Der Fußer Paul Schmidt, geb. am 28. April 1900 zu Meinungen, eingetretet am 20. September 1925 zu Hamburg, Buch-Nr. 6.175 451, wegen Fälligkeit an Mitgliedsbuch.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Kronenberg:

Der Schleifer Ewald Knöpfel, geb. am 20. April 1906 zu Kemscheid, Mitgliedsbuch Nr. 4.959 390, wegen Streifbruch.

Gestorben wurden:

Mitgliedsbuch Nr. 6.105 369, lautend auf den Schlosser Wilhelm

Gennig, geb. am 9. Oktober 1897 zu Hohlsh. (Witterfeld).

Mitgliedsbuch Nr. 491 526, lautend auf den Former Gustav

Landwehrkamp, geb. am 2. Januar 1883 zu Barmen. (Düffelhof).

Mitgliedsbuch Nr. 6.350 620, lautend auf den Schlosser Hans

Benig, geb. am 21. Juni 1866 zu Plauen. (Plauen).

Mitgliedsbuch Nr. 6.224 923, lautend auf den Schlosser Kurt

Hauslein, geb. am 15. Juni 1909 zu Planitz. (Zwidau).

Stuttgart, Rätestraße 16.

Der Verbandsvorstand.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-

Verbandes, Stuttgart, Rätestraße 16